

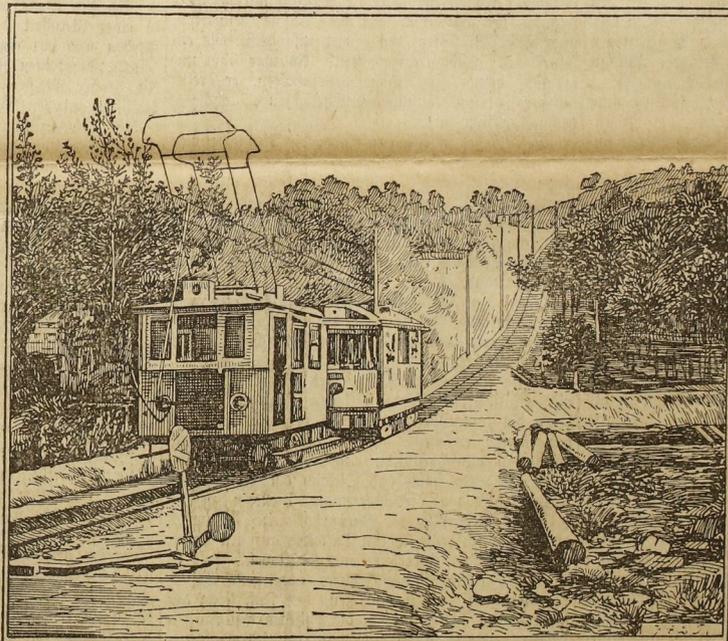
**Auf dem höchsten Vulkan Japans während eines Ausbruchs.**

Den Mtsamayama in der Provinz Shinano, den höchsten von allen tätigen Vulkanen Japans, hat der Engländer Herbert C. Ponting während eines Ausbruchs erstiegen, und er schildert nun das gefährvolle Wagnis in einem fesselnden Artikel, den er im „Century Magazine“ veröffentlicht. Der Vulkan ist 8280 Fuß hoch; aber die Stadt Karuzawa, von der aus man den Berg besteigt, liegt schon 3270 Fuß über dem Meeresspiegel, und so braucht man nur noch 5000 Fuß in die Höhe zu klettern, wenn man den Eisenbahzug verläßt. Der Berg erhebt sich in sehr sanfter Steigung bis zum Gipfel. Die Eisenbahn von Tokio aus fährt durch das Gebiet des alten japanischen Hochlandes, das in den vergangenen Zeiten der Lehns-herrschaft Kioto, die Residenz des Mikado, von der Hauptstadt der Shogune, von Yebdo, trennte. Bei der Stadt Myogi breitet sich ein herrliches Panorama von Bergen aus. An einem klaren und ruhigen Morgen um 7 Uhr früh, brachen Ponting und sein Begleiter Denis Hurley mit einem Führer auf; drei Kulis trugen den schweren photographischen Apparat. In der trocknen Bergesluft stand der Gipfel klar und scharf gegen den Himmel, und ein feiner, weißer Dampf schwebte wie ein Wölkchen über dem leicht gerundeten Kegele des Kraters. Plötzlich stieß einer der Kulis einen Schrei aus und wies auf den Gipfel, aus dem plötzlich eine dicht geballte Masse weißen Dampfes hervorquoll und dann eine schwarze Rauchsäule. Fast zehn Minuten lang schossen nun starke Ströme von Dampf und Rauch aus dem Krater hervor und stiegen in schönen Windungen bis zu einer Höhe von drei oder vier englischen Meilen, bis dann ein starker Luftstrom der geschlossenen Säule die Spitze wegnahm und sie allmählich in abgerissenen Wolken zerklüffern ließ. Man warnte die Reisenden, den Berg nicht weiter zu besteigen und sich ja nicht dem Krater zu sehr zu nähern. An Felsfeldern und lustig wirbelnden Ge-

birgflüssen vorbei ging der Weg, und er führte über Boden, den Asche und Schlacke bedeckte, und auf dem die grotesken Fichten standen, die der japanischen Landschaft einen geschwürfelten und zierlichen Akzent geben. Kurz nach zehn Uhr mußten die beiden Engländer von ihren Pferden, auf denen sie bis dahin geritten waren, heruntersteigen, da, wie alle japanischen Vulkane, auch der Mtsamayama heilig ist, und sein Kegele von Pferdehufen nicht berührt werden kann. Von da zum Gipfel schreitet man über ein

von dem inneren Feuer des Vulkans, der sie eben hervorgeschleudert. Als sie den Gipfel erreichten, schwebte nur noch ein leichter Dampfnebel über dem Kraterschlund, der 600 Fuß tief hinabreicht. Am Rande dieses Abgrundes stehend, sahen die Reisenden in dem unruhig brodelnden Gezenkessel auf dem Grund Flammen und brodelnde, kochende Massen mit dumpfem Dröhnen und Krachen ein unheimlich höllenhaftes Wesen treiben. Die Kulis standen mit Furcht und Grauen an diesem Abgrund, aus dessen

Zum Ausbruch des Vesuv.



Ein Teil der Bahn am Vesuv,

von der der obere Bahnhof infolge der gegenwärtigen Ausbrüche des Kraters in Brand geraten ist.

Feld von Kohlenstücken und Bimsstein, die immer dichter und größer sich häufen.

Zwanzig Minuten nach elf Uhr erfolgte ein neuer Ausbruch; riesige Rauch- und Dampfmassen quollen hervor, und Windstöße setzten einen dichten Aschenregen über die Wanderer hin. Während sie den Luch nahmen erzählte der Führer, daß der Berg bei solchen Eruptionen sehr gefährlich wäre und manchmal Massen von Steinen herauszuschleudere. Wirklich lagen auch Myriaden Steine dicht gefäß auf der weichen Asche, und sie waren noch warm

aber, nachdem der stärkste Ausbruch vorüber war, daran dachten, dieses grandiose und wilde Schauspiel durch die Photographie festzuhalten, da sahen sie die Kulis mit den Apparaten bereits in einiger Entfernung eilig davonstehen. Augenblicklich fingen sie an nachzulaufen, doch es gab kein Anhalten; der Führer rief, daß sie alle totgeschlagen werden würden, wenn sie einen Augenblick einhielten; nur mit Mühe konnte Ponting einen der Kulis zum Stehen bringen, indem er ihm einen kräftigen Faustschlag versetzte, und ihm seine Handkamera entreißen; dann kehrten

Tiefen böse Dämonen unheilvoll zu drohen schienen, und als die Reisenden gegen 3 Uhr einen letzten Blick in das geheimnisvolle Innere der Erde warfen, da dröhnte plötzlich ein fürchterbares Brüllen und Krachen, wie wenn die Götter vorwitzige Neugier bestrafen wollten; ein Intrigendes Krachen folgte, gleich als ob Steine die Abhänge des Kraters herniederrollten. Vulkanische Bomben barsten in der Luft mit lautem Knallen, und Steine segelten hernieder, wie ein fortwährendes Mustetenfeuer mit unaufhörlichem Knattern. Felsstücke flogen in pfeisendem Schwunge daher, und ein so kräftiger Sturmwind wirbelte um die Köpfe, daß der Hut Hurleys den unterirdischen Mächten zusagte. Alle ergriffen sogleich die Flucht; doch die beiden Engländer erkannten bald, daß sie den Steinen auch mit dem schnellsten Laufen nicht entgehen könnten; sie blieben und erwarteten ihr Schicksal. Der stärkste Steinregen war auf der Nord- und Ostseite des Kraters erfolgt; sie befanden sich im Süden; so ging die Gefahr an ihnen vorüber. Als sie

sie mit einem alten Kuli zu dem Rachen zurück und machten von diesen wild aufstürmenden Rauchmassen und diesen hagelnden Steinströmen eine Aufnahme. Als sie dann wieder den Berg herunterstiegen, wollte der Mann, den Ponting geschlagen hatte, sich wegen dieser Beleidigung zuerst gar nicht zufrieden geben; erst als ihm der Engländer klar machte, daß er durch sein feiges Verhalten nichts Besseres verdient habe und sich des Namens eines Japaners, die sonst so mutig dem Tode ins Auge sahen, nicht würdig gezeigt habe, gab er sich beschämt zufrieden. Der Vulkan grollte und dröhnte noch den ganzen Tag und hüllte sein Haupt in eine finstere, qualmende Wolkendecke.

## Arria Marcella.

Eine Erinnerung an Pompeji.

Aus dem Französischen von Adele Reuter.

(S. 105)

Der junge Franzose betrachtete zerstreut die Schauspieler, wie sie sich mit ihren Bronzemasken vor dem Gesicht auf der Bühne anstrengten, wie die Sklaven hierhin und dorthin liefen, um ihren Dienstleister darzulegen. Der Alte wandelte mit dem Kopf und streckte seine sätternen Hände aus; die Matrone, die das große Wort führte, zänkisch und hochmütig, wie sie sich gab, machte sich breit und zankte fortwährend mit ihrem Manne, zum großen Vergnügen der Zuschauer. Alle diese Personen kamen und gingen durch die Türen, die in der Grundmauer angebracht waren und mit dem Zuschauerraum in unmittelbarer Verbindung standen. Das Haus des Stalino nahm einen Winkel des Theaters ein, das seines alten Freundes Alcesinus stand ihm gerade gegenüber. Diese Dekorationen waren, obgleich sehr gut gemalt, mehr geeignet, den Begriff eines Ortes, als den Ort selbst vorzustellen, wie dies bei dem in unbestimmten Grenzen gehaltenen Koulissen des klassischen Theaters stets der Fall zu sein pflegte.

Als der hochzeitliche Zug mit der falschen Casina in der Mitte die Bühne betrat, durchbrauste ein unbändiges Gelächter, wie Homer es den Göttern andichtet das ganze Haus, und donnernde Beifallsstürme ließen ihr Echo im Unkreis erschallen; Oktavio aber hörte und sah nichts mehr.

In der Abteilung für die Frauen hatte er plötzlich ein Wesen von einer wunderbaren Schönheit entdeckt. Von diesem Augenblick an waren die allerliebsten Gesichter, die bis dahin seine Augen auf sich gezogen hatten, für ihn nicht mehr vorhanden, wie die Sterne vor den Strahlen der Sonne verschwinden, alles war vorüber, alles entschwand seinen Sinnen wie im Traume; eine Nebelwolke schien das Durcheinander der Zuschauer zu verdecken, und die schreiende Stimme der Schauspieler verlor sich für ihn in unendlicher Ferne.

Er hatte in seinem Herzen etwas wie eine elektrische Erschütterung empfunden; es kam ihm so vor, als wenn Funken aus seiner Brust heraussprühten, als der Blick dieser schönen Frau ihn streifte.

Sie war braun und bleich; ihre mäßigen, wohlgepflegten Haare, schwarz wie die der Nacht, hoben sich leicht von den Schläfen nach griechischer Mode, und in ihrem zarten Gesicht glänzten ein Paar dunkle und milde Augen, in denen ein unaussprechlicher Ausdruck sehnüchtiger Schwermut und schwärmerischer Langeweile lag; ihr Mund, in seinen Winkeln etwas höhnisch gebogen, stand durch das lebhafteste Feuer seines Purpurs in scharfem Gegensatz zu der ruhigen Weiße des Gesichts; ihr Hals zeigte jene schönen reinen Linien, die man gegenwärtig nur noch an griechischen Bildwerken findet. Die Arme waren nackt bis zur Schulter, und der Hals zeigte, wenn sich ihr Kleid etwas löstete, Formen, die einem Phidias oder Cleomenes alle Ehre gemacht haben würden.

Der Anblick dieser in ihren Linien so edlen Formen von so klassischem Schnitt, verletzte Oktavio in sieberhafte Aufregung; es schien ihm, als wenn diese entzückenden Rundungen sehr wohl in die Höhlungen des Mäthenabdrucks im Museum zu Neapel

passen würden, der ihn in so tiefe Träumerei versetzt hatte. Eine Stimme rief ihn aus der Tiefe seines Herzens zu, dieses Mädchen könne sehr wohl die in der Nähe des Besuv erstickte Frau aus der Villa des Arrius Diomedes sein. Durch welches Wunder aber war sie zu neuem Leben wiedererweckt worden? Wie konnte sie heute der Vorstellung der „Casina“ des Plutus beinohnen? Er machte keinerlei Anstrengung, sich dieses Wunder zu erklären. Wie war er denn selbst hierher gekommen? Er nahm seine Anwesenheit hin, wie man im Traum die Dazwischenkunft längst verstorbener Personen gelten läßt, die doch so oft nicht anders wie lebende auftreten. Im übrigen ließ sein aufgeregter Zustand keinerlei vernünftiges Urteil zu. Für ihn war das Rad der Zeit gänzlich aus dem Gleise geraten, und sein lebhafter Wunsch, aus dieser Sache als Sieger hervorzugehen, bestimmte ihn, den Platz, der ihn in vergangenen Jahrhunderten zugemutet wäre, auszufüllen. Er schaute seiner Lieblingsidee, einer der unsafbarsten und wenig zeitgemäßen Ideen fest ins Auge. Sein Leben hatte mit einem Schlage einen Zweck.

Während er diesen ruhigen und doch so leidenschaftlichen, so kalten und doch so glühenden, so toten und doch so lebhaften Kopf näher betrachtete, wurde es ihm vollkommen klar, daß er seine erlirte und seine letzte Liebe, die Erfüllung seiner höchsten Wünsche, vor Augen habe; er fühlte, wie sich mit einem Schlage die Erinnerungen an alle die Frauen, die er je zu lieben geglaubt hatte, verflüchtigten, wie seine Seele plötzlich rein geworden war von allen früheren Erregungen. Die Vergangenheit verschwand vor seinem Geiste.

Während dessen hatte die schöne Pompejanerin, das Kinn auf die flache Hand gestützt, den sammetglänzenden Blick ihrer schmachtenden Augen fest auf Oktavio gerichtet, als wäre sie ernstlich mit der Verfolgung der Handlung auf der Bühne beschäftigt, und dieser Blick traf ihn schwer und heiß, wie ein Wurf mit geschmolzenem Blei. Es war ihm unmöglich, diesen Blick länger auszubalten, er drehte sich zur Seite und lautete den Worten eines Mädchens, das neben ihm saß:

Die Vorstellung ging zu Ende; die Menge drängte sich zu den Türen. Oktavio verächtete auf die guten Dienste seines Führers Solonius und entfernte sich durch den nächsten Ausgang, der sich ihm bot. Kaum aber hatte er die Pforte erreicht, als sich eine Hand leicht auf seinen Arm legte, und eine weibliche Stimme leise, aber so deutlich, daß er jedes Wort verstand, zu ihm sprach:

„Ich bin Tyche Nooleja, Gesellschafterin von Arria Marcella, der Tochter des Arrius Diomedes. Meine Herrin hegt den lebhaften Wunsch, Euch zu sprechen; folget mir.“

Arria Marcella stieg in ihre Sänfte, die von vier kräftigen, hyrischen Sklaven getragen wurde, deren bis zum Gürtel nackter Körper wie Bronze in der Sonne erglänzte. Der Vorhang der Sänfte wurde ein wenig gelüftet, eine weiße, mit kostbaren Ringen bedeckte Hand gab Oktavio ein vertrauliches Zeichen, wie um die Worte der Dienerin zu bekräftigen. Die Falte des Purpurvorhanges fiel zurück, die Sänfte entfernte sich im Takt der auf den Steinplatten langsam einhergehenden Sklaven.

Tyche führte Oktavio durch abgelegene Gassen, sie überschritt die Hauptstraßen, den Fuß leicht auf die erhöhten Steine legend, die zwischen den Bürgersteigen gelegt sind, damit man bei jedem Wetter trockenen Fußes hinüberreiten kann, und zwischen denen die Wagenräder hindurchlaufen. Sie durchschritt das Labyrinth der Gassen mit einer Sicherheit, die vollkommene Vertrautheit mit den örtlichen Verhältnissen der Stadt gewährt. Oktavio bemerkte, daß er Teile von Pompeji durchwanderte, die von den Ausgrabungsarbeiten noch unberührt, und die ihm deshalb vollkommen unbekannt geblieben waren. Diese auffallende Tatsache erschreckte ihn nach so vielen anderen nicht mehr. Er war überhaupt entschlossen, vor nichts zurückzuschrecken. Von all den Resten einer uralten Kultur, die einen Altertumsforscher hätten närrisch machen können, bemerkte er nichts; vor seinen Blicken schwebte nur das unergründ-

liche Auge von Arria Marcella, und dieser herrliche Hals, der Jahrhunderte überlebt hatte, und den selbst die Zerstörung der Stadt in seinen Formen hatte erhalten wollen.

Sie gelangte an eine verborgene Pforte, die sich alsbald öffnete und wieder schloß. Er befand sich in einem von ionischen Säulen aus griechischem Marmor umschlossenen Hof. Die Säulen waren bis zur Hälfte ihrer Höhe in lebhaftem Gelb gemalt. Die Kapitälchen endeten in erhabenen rot und blau gefärbten Verzierungen. Eine Girlande von lebenden Pflanzen ließ ihre breiten, herzförmigen Blätter über die Vorsprünge der Architektur herabhängen, wie eine natürliche Arabeske. In einem von Pflanzen eingefassten Wasserbecken stand auf einem Bein ein rosafarbener Flamingo, eine Blume aus Federn zwischen natürlichen Blumen. Freskengemälde, launisch zusammengesetzte Architekturbilder oder phantastische Landschaften standen, schmückten die Wände. Oktavio warf einen raschen Blick auf die Einzelheiten des Raumes, denn Tyche überließ ihn nun den Händen der Badesklaven, die seine Ungebild auf höchste steigerten, indem sie ihn alle Stationen eines antiken Bades durchstufen ließen. Nachdem er sich willenlos allen Graden der Dampfbiz unterworfen hatte, mit Kratzbürsten bearbeitet und mit leichten Ruten gereinigt worden war, rieben sie ihn mit duftenden Salben ein und ließen dann den wohlriechenden Duft ätherischer Öle auf seinen Körper herabträufeln. Nachdem er auf diese den damaligen Sitten entsprechende Weise einer Erfrischung unterzogen worden war, legten ihm die Sklaven die bereitliegenden prachtvollen römischen Gewänder an und warfen ihm schließlich eine weiße Tunika um die Schultern. Tyche erwartete ihn am Ausgange des Baderaums, nahm ihn an die Hand und führte ihn in ein anderes prächtig geschmücktes Zimmer.

An der Decke waren Mars, Venus und Amor in einer Reinheit der Zeichnung, einer Pracht der Farben und mit einer Freiheit der Auffassung dargestellt, die keinen Zweifel darüber ließen, daß hier ein großer Meister und nicht einer jener für das Volk arbeitenden Maler tätig gewesen war. Ein breiter Fries, zusammengestellt aus Hirschen, Hasen und Vögeln, die zwischen Blätterwerk spielten, lief oberhalb der mit graubemertem Marmor ausgelegten Wände entlang. Das Mosaik des Fußbodens, eine wunderbare Arbeit, vielleicht von Sokrates aus Pergamo, stellte Früchte und Speisen einer Mahlzeit dar, deren einzelne Teile mit meisterhafter Kunst ausgeführt waren.

Im Hintergrunde dieses Speisesaals saß, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, Arria Marcella auf einem prächtigen Divan in einer Haltung, die an das Frauenbild des Phidias im Siebel des Parthenon erinnerte. Ihre mit edsten Perlen besetzten Sandalen, und ihr schöner Fuß, weißer wie Marmor, schauten unter dem Rande des langen Kleides hervor.

Zwei massiv goldene Ohrgehänge, in Form einer Wage hergestellt, mit einer großen Perle auf jeder Schale, erglänzten im Licht an ihren weißen Wangen. Ein Halsband aus goldenen von birnenförmigen Stäbchen gehaltenen Kugeln hing über dem mit schwarzer griechischer Borde eingefassten, am Halse fest schließenden, strohgelben Kleide, eine schmale, golddurchwirkte, schwarze Binde erglänzte hier und da in ihrem rabenschwarzen Haar. Sie hatte ihre Kleidung gewechselt, als sie aus dem Theater heimgekehrt war. Um ihren Arm wand sich, wie die Natter um den Arm der Kleopatra, eine goldene Schlange mit Augen von Gellsteinen in mehreren Windungen, um sich schließlich in den Schwanz zu beßen.

Ein Tisch mit Greifenfüßen aus Gold und Eisenbein, mit Perlmutter ausgelegt und für zwei Personen gedeckt, stand in der Nähe des Divans. Er war bedeckt mit den verschiedensten Gerichten auf Blättern von Gold und Silber oder emaillierten, mit herlicher Malerei verzierten Tongefäßen. Man sah auf dem Tisch einen Fasan, der in seinen Federn steckte und mancherlei Früchte, die aus weit entlegenen Ländern herbeigeschafft waren.

Alles schien anzudeuten, daß man einen Gast erwartete. Frische Blumen bedeckten den Boden, und Weinkrüge standen in mit Eis gefüllten Urnen.

Arria Marcella lud Oktavio ein, sich an ihrer Seite niederzulassen und an dem Mahle teilzunehmen. Der junge Mann, ganz außer sich vor Staunen, nahm auf gut Glück einige Bissen von den Platten, die ihm kleine asiatische Sklaven mit krausem Haar und kurzen Kleidern darreichten. Arria aß nicht; sie nahm aber öfter eine opalfarbene Myrrhin-Schale, die mit einem Wein von dunkelpurpurner Farbe, wie geronnenes Blut, gefüllt war, an ihre Lippen. Je mehr sie trank, desto mehr trat aus ihrem Herzen, das so lange Jahre nicht mehr geschlagen hatte, eine unmerkliche rosa Färbung auf ihre blassen Wangen. Gleichwohl war ihr Arm, den Oktavio streifte, als er seinen Becher hob, kalt wie die Haut einer Schlange, oder der Marmor eines Grabes.

„Du seit Du in Neapel im Museum standest, um das Stück verhärteten Schlammes zu betrachten, das meine Form enthält.“ sprach Arria Marcella, einen langen, schmachtenden Blick zu Oktavio erhebend, und seit Deine Gedanken sich so lebhaft mit mir beschäftigten, hat meine Seele in jener Welt, in der ich unsichtbar für sterbliche Augen unerrichtet, keine Ruhe gefunden, der Glaube macht felig, und die Liebe macht die Frau. Man ist erst wirklich tot, wenn man nicht mehr geliebt wird; Dein Sehnen hat mir das Leben wiedergegeben, die Entfernung, die uns trennte, verschwinden lassen.“ Die Erinnerung an die liebende Beschwörung, die die junge Frau ausdrückte, brachte das Gespräch auf die philosophischen Anschauungen Oktavios, die wir weit entfernt sind, zu teilen.

In der Tat, nichts stirbt, alles besteht ewig; keine Kraft vermag das, was einmal bestand, zu vernichten. Jede Handlung, jedes Wort, jeder Ausdruck, jeder Gedanke, der in das allgemeine Meer aller Dinge fällt, erzeugt dort Kreise, die sich ständig erweitern bis an die Enden der Ewigkeit. Die körperliche Form verschwindet nur für den gewöhnlichen Blick, und die Seelen, die sich von ihr trennen, bevölkern die Unendlichkeit. Paris fährt ewig fort, Helena in eine unbekannt Region des Weltalls zu entführen. Die Galeere Cleopatras bläht ihre feidenen Segel über den blauen Wogen eines idealen Ozeans. Einige lebenskräftige und gemaltige Geister haben es vermocht, vergangene Jahrhunderte in die Erscheinung zurückzurufen und längst verstorbene Personen für alle wiederaufleben zu lassen. Faust hatte sich die Tochter des Dindor als Geliebte auserkoren und sie aus der Tiefe der geheimnisvollen Abgründe des Hades herausgeholt und auf sein gothisches Schloß geführt. Oktavio durchlebte einen Tag unter der Regierung des Titus und durfte einige Minuten an der Seite von Arria Marcella, Tochter des Arrius Diomedes auf einem antiken Divan in einer für alle Welt als zerstört geltenden Stadt sitzen.

„Bei meiner Abneigung gegen die Frauen der heutigen Zeit,“ bemerkte Oktavio, „und in der unüberwindlichen Träumerei, die mich zu deren, wie herausfordernde Sterne aus den fernsten Jahrhunderten zu uns herüberstrahlenden, Vorbildern hinzieht, habe ich längst eingesehen, daß ich niemals anders, als außer Zeit und Raum lieben werde. Du warst es, die ich erwartete, und jene Schwache, durch die Witzbegierde der Menschen im Museum zu Neapel erhaltene Spur, hat mich durch ihre geheime Kraft mit Deiner Seele in Verbindung gesetzt. Ich weiß es nicht, ob Du Traum oder Wirklichkeit, ob Du ein Gespenst oder ein Weib bist, ob ich wie Fein ein Nebelbild an mein getäuschtes Herz drücke, ob ich das Spielzeug eines nichtswürdigen Blendwerks der Zauberer bin, das aber weiß ich gewiß, daß Du meine erste und meine letzte Liebe sein wirst.“

In diesem Augenblick glitten die erzenen Ringe des Vorhanges, der das Zimmer abschloß, über die Aufhängelänge. Ein in einen weiten braunen Mantel gebüllter Greis mit ernstem Blick trat über die Schwelle. Sein grauer Bart war in zwei Spitzen abgeteilt, wie sie die Nazarener trugen, sein Gesicht schien gezeichnet durch die Folgen der Kasteiung, ein kleines Kreuz von schwarzem Holz hing an seinem

Hals und ließ keinerlei Zweifel über seinen Glauben: er gehörte der damals noch jungen Sekte der Schüler Christi an.

„Arria, Arria!“ sprach der alte Mann streng in vorwurfsvollem Tone, „hat die Zeit Deines Lebens nicht genügt zu Deinen Vorarbeiten, ist es wirklich nötig, daß Deine Albernheiten in die Jahrhunderte hinübergreifen, die Dir nicht gehören? Kannst Du die Lebenden nicht in Ruhe lassen? Ist Deine Asche noch immer nicht erkaltet, seit jenem Tage, als Du ohne Reue starbst unter dem Feuerregen des Vulkans? Zwei Jahrtausende des Todes haben Dich also nicht beruhigt, Deine verlängerten Arme ruhen auch heute noch nicht, die armen, durch Deine Liebestränke beirrauschten Toren an Deine marmorne, herzlose Brust zu ziehen!“

„Gnade, mein Vater, klagt mich nicht an, im Namen jener strengen Religion, die niemals die meinige war, bitte ich Euch; ich glaube an unsere alten Götter, die das Leben, die Jugend, die Schönheit, das Vergnügen liebten; stoß mich nicht zurück in das blaße Nichts. Laßt mich das Leben genießen so lange ich jung bin.“

„Schweige, Gottlose! sprich mir nicht von Deinen Göttern, die Teufel sind. Laß diesen Menschen, den Du durch Deine Zauberkräfte angelockt hast, seiner Wege ziehen; ziehe ihn nicht aus dem Kreise heraus, den Gott seinem Leben zugeweiht hat; kehre zurück in die Vorhölle des Heidentums mit samt Deinen asiatischen, römischen oder griechischen Freunden. Junger Christ, verlaß diese Larve, die nur darauf ausgeht, Dich Deinem guten Glauben abtrünnig zu machen.“

Oktavio, bleich, in Schrecken erstarrt, wollte sprechen, aber seine Stimme blieb ihm im Halse stecken, wie Virgil sagt.

„Wirst Du gehorchen, Arria?“ rief gebieterisch der große, alte Mann.

„Nein, niemals!“ antwortete Arria mit funkelnden Augen, weit geöffneten Kiefenlöchern und zitternden Lippen. „Eure Religion ist mir verhaßt und wird es ewig bleiben.“

„Nun gut, Unglückliche,“ erwiderte der Greis, so muß ich also härtere Mittel in Anwendung bringen, um Dein nichts diesem verblendeten Jüngling greifbar und sichtbar zu machen.“

Und er sprach mit lauter Kommandostimme eine Beschwörungformel, die den roten Anflug, den der dunkle Wein aus der myrrhinischen Schale den Waden Arrias gegeben hatte, rasch verschwinden machte.

In diesem Augenblick ließ die ferne Glocke in einem der Dörfer, die am Meeresufer liegen oder in einem der in den Tälern des Gebirges zerstreut liegenden Weiler die ersten Schläge des englischen Grußes ertönen.

Bei diesem Klang verließ ein letzter Seufzer die gebrochene Brust des jungen Mädchens. Das Gewand, das ihre schlankte Gestalt umhüllte hatte, fiel in sich selbst zusammen, als wenn die Formen, die es einschloß, in das nichts zurückgesunken wären; Der unglückliche Nachtwanbler sah an der Seite, an der Arria gesessen hatte, nur noch eine Handvoll Asche, gemischt mit einigen verbrannten Knochen, zwischen denen Armabänder und goldene Geschmeide schimmerten und unförmliche Reste, wie man sie gefunden haben mußte, als man das Haus des Arrius Diomedes aufräumte.

Er stieß einen fürchterlichen Schrei aus und verlor die Besinnung.

Der Greis war verschwunden. Die Sonne ging auf, und der vorher mit so großer Pracht geschmückte Saal war nur noch eine zerstörte Ruine.

Nach einem Infolge des am Abend abgehaltenen Weingelages etwas schweren und langen Schlafes, erwachten Mar und Fabio ziemlich spät; ihre erste Sorge war, ihren Kameraden, dessen Zimmer neben dem ihrigen lag, mit einem jener burschifosen Scherze, deren man sich auf Reisen gern bedient, anzurufen; Oktavio antwortete aus guten Gründen nicht. Fabio und Mar traten, als sie keine Antwort erhielten, in das Zimmer ihres Freundes und sahen, daß das Bett nicht benutzt worden war.

„Er wird auf irgend einem Stuhl eingeschlafen sein,“ meinte Fabio, ohne daß er sein Lager hätte

entdecken können; er kann nicht viel vertragen, dieser biedere Oktavio; er wird frühzeitig am Morgen ausgegangen sein, um die Geister des Weines in der frischen Morgenluft zu vertreiben.

„Er hat ja aber fast nichts getrunken,“ fügte Mar nach einiger Ueberlegung hinzu. „Das alles kommt mir sehr sonderbar vor. Suchen wir ihn.“

Die zwei Freunde durchliefen, von dem Führer unterstützt, alle Straßen, Kreuzwege, Plätze und Gäßchen von Pompeji, traten ein in alle lebenswerten Häuser, von denen sie annehmen konnten, daß Oktavio darin sein könnte, damit beschäftigt, ein Gemälde zu kopieren, oder eine Inschrift abzuschieben. Sie fanden ihn schließlich ohnmächtig in einer kleinen halb verfallenen Kammer. Sie hatten viel Mühe, bis er wieder zu sich kam. Als er seine Besinnung wiedererlangt hatte, vermochte er keine andere Aufklärung zu geben, als daß er den Einfall gehabt habe, Pompeji bei Mondlichtern sehen zu wollen, und daß er in eine Ohnmacht gefallen sei, die ohne Zweifel keinerlei Folgen haben werde.

Die kleine Gesellschaft kehrte auf der Eisenbahn nach Neapel zurück, wie sie gekommen war. Am Abend sahen sich Mar und Fabio in ihrer Loge mit starker Ausnutzung des Opernglases ein Ballet an. Sie folgten mit Vergnügen den anmutigen Bewegungen von Amalie Ferraris, damals Tänzerin von Ruf und einer Schar leichtgeschürzter Nymphen, die auf der Bühne herumhüpften, wie von der Tarantel gestochene Frösche. Oktavio, bleich, mit trüben Augen, in gedrückter Haltung, schien kaum zu bemerken, was sich auf der Bühne zutrug, so sehr hatte er nach dem wunderbaren Abenteuer der Nacht Mühe, sich auf das wirkliche Leben zu besinnen.

Von jenem Besuche Pompejis an, verfiel Oktavio einer düsternen Schwermut, unter der der gute Humor und die Geisterkraft seiner Kameraden mehr litten, als sie es zugeben wollten; das Bild der Arria Marcella verfolgte ihn auf Schritt und Tritt, und der traurige Ausgang seines phantastischen Glücks verschmeckte nicht seinen Reiz.

Als er es nicht länger aushalten konnte, kehrte er heimlich nach Pompeji zurück und lenkte seine Schritte wie das erste Mal bei Mondenschein in die Ruinen; sein Herz schlug laut in törichter Hoffnung, die Sinnestäuschungen aber wiederholten sich nicht; er sah nichts anderes als Eidechsen, die über die Steine flogen; er hörte nichts als das Schreien der aufgeschreckten Nachtvögel; er fand seinen Freund Kurur Polconius nicht wieder; Lyche legte ihm nicht wieder die Hand auf den Arm; Arria Marcella blieb hartnäckig in ihrer Asche.

Aus reiner Verzweiflung heiratete Oktavio schließlich eine junge und liebenswürdige Engländerin, die für ihn schwärmte. Er gehört ganz seiner Frau; aber Ellen fühlt mit jenem Instinkt des Herzens, den nichts täuscht, daß ihr Mann in eine andere verliebt ist; aber in wen? Das hat auch das rührigste Auskundschaften, die sorgfältigste Beobachtung sie nicht in Erfahrung bringen lassen. Oktavio hat keinen Verkehr mit Damen; in der Gesellschaft hat er für sie nur alltägliche Redensarten; er hat sogar die Annäherungsversuche einer durch ihre Schönheit und ihre Gesallucht berühmten russischen Prinzessin sehr kühl erwidert. Eine während der Abwesenheit ihres Mannes geöffnete geheime Schublade ergab nicht den geringsten Anhalt für Ellens Verdacht. Aber wie kann sie sich auch unterstehen, auf Marcella, die Tochter des Arrius Diomedes, eines Freigelassenen des Tiberius, eifersüchtig zu sein?

### Der Lohn.

Von allen Seiten wurde ich für eine sehr glückliche Frau gehalten, und — es war auch so. — Unser Heim lag inmitten unserer Ländereien, es war eine der schönsten Besitzungen der Umgegend. Ohne annähernd zu erscheinen, konnte ich uns zu den besten Familien rechnen, und trotzdem war ich oft trübe und traurig gestimmt und hing schweren Gedanken nach.

Mein Schwiegervater war ein verschwendischer Mann gewesen; er hatte seinen Besitz aufs äußerste

belastet, so erwuchs meinem Manne nach dem Tode des Alten manche Sorge. Hatte mein Mann doch nur ein bescheidenes Einkommen, das große Zinszahlungen nicht gestattete, und diese waren doch mit dem Erbtteil verbunden, ihm war es Pflicht, die Schulden des Vaters zu decken. Oft machte ich ihm deswegen Vorstellungen, waren doch unsere Kinder da, für die auch gesorgt werden mußte. Aber auf alle Vorstellungen wurde mir immer dieselbe Entgegnung: „Erst will ich die Gläubiger meines Vaters befriedigen, dann sorge ich für uns und unsere Kinder.“

Eines Abends erzählte mir mein Mann, der gerade von einer Geschäftsreise aus der Hauptstadt zurückgekehrt war, daß er dort einem alten Onkel ganz zufällig begegnet sei. Der alte Herr habe lange Zeit in Indien gelebt, er habe gehofft, reich zurückkehren zu können, doch aller Fleiß und alles Streben sei umsonst gewesen, krank und gebrochen, ohne jeden Besitz, sei er heimgekehrt.

Mein Mann, gutmütig wie er war, schlug mir nun vor, den alten Mann zu uns zu nehmen; er schilderte mir beredt die armelige Wohnung, das farge Leben und die Not, die der Alte gelitten habe, doch diese warme Fürsprache konnte mich für seinen Plan nicht erweichen, ich gab meine Gründe an, und widerlegte mich, so viel ich konnte, mir sagte ein unbestimmtes Gefühl, daß uns aus dieser Gutmütigkeit nur Unbequemlichkeiten und Aerger erwachsen würden. Mein Gemahl aber, eingenommen für seinen Plan, sagte endlich: „Gut, ich lasse den Alten kommen; er ist zu mir, wie ich noch Schulknabe war, stets gut und freundlich gewesen, da möchte ich ihm auch seinen Lebensabend bequem machen.“

Da sah ich nun in meinem Zimmer und quälte mich, verschiedene Gefühle stritten in mir, war ich nicht hart und unbarmherzig in den Augen meines Mannes, ich konnte dem Onkel unser Schlafzimmer und das daranstoßende Zimmer geben, das würde aber unsere Gemütsfreiheit stören; sollte nicht der guten Tat auch der Lohn folgen?

Nachdem ich die Kinder zu Bette gebracht hatte, ging ich leichteren Herzens zu meinem Manne hinunter, dort kniete ich an seiner Seite nieder und sagte zaghaft: „Darf ich die Einladung schreiben, Holand?“ — Mein Mann antwortete mir nur mit einem Kuß und einem Aufglänzen seiner treuen Augen — das war mir genug.

Nun wurde die Einladung geschrieben, und noch nicht 14 Tage waren ins Land gegangen, da erschien Herr Schreiner Turion — „Onkel Gustav“, wie wir ihn nannten. — Ich ging ihm entgegen, um ihm ein herzlich willkommen zu bieten — doch er übernahm das herzlich — er war kalt, kurz, heißend und abweisend. Seine kleinen grauen Augen sahen mich argwöhnisch an und seine Mundwinkel umzuckte ein fastastisches Lächeln.

Ich führte ihn ins Wohnzimmer und bat ihn, Ueberzieher, Hut und Stock abzulegen — doch nein — diese höfliche Aufforderung schien ihn unangenehm zu berühren. Er legte seinen Stock quer über seine Knie und starrte mich unverwandt an. Ich versuchte seinem Blick mit gleichgültiger Miene zu begegnen, doch ich fühlte, wie mir das Blut in die Wangen stieg. Mit hartem Tone gebot ich Lucy, ins Kinderzimmer zu gehen. Der Onkel blinzelte mit den Augen, er hatte meine unwillkürliche Erregung verstanden, mit höhnischem Lächeln fragte er: „Fühlen Sie sich von mir beleidigt, gnädige Frau? Da bitte ich um Entschuldigung — doch mein Stock ist mein bester Freund — den lasse ich niemals von meiner Seite.“ —

Es geschah auch niemals. Am Tage lag er auf Onkel Gustavs Knieen — Nachts lag derselbe an seiner Seite im Bette.

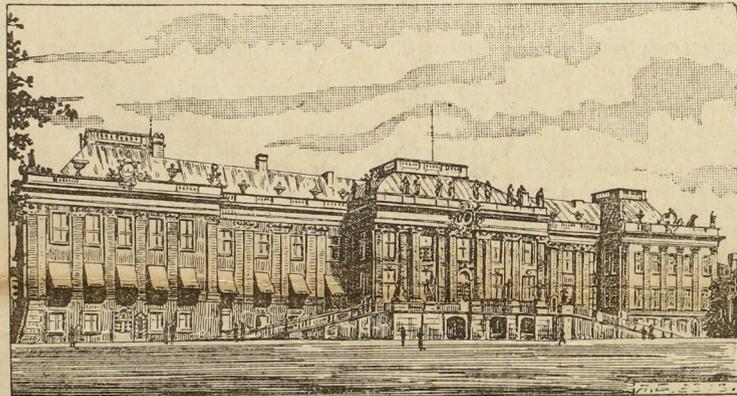
Mir wollte es scheinen, als habe das Gehirn des Alten in der Krankheit gelitten, zeigte dies sich nicht in seiner Anhänglichkeit für seinen Stock mit dem runden Knopf?

Onkel Gustavs Anwesenheit war für mich wirklich eine Prüfung — tausendmal bereute ich, ihn eingeladen zu haben. Unausgesprochen schien auch mein Mann meiner Ansicht zu sein. — Ich schlug schließlich vor, ihm irgendwo eine Wohnung zu mieten — doch kaum war dieser Plan gefaßt — da erkrankte der alte Mann.

Es war ein langwieriges Krankenlager, ich wachte bei ihm Tag und Nacht. Ich hegte und pflegte ihn wie eins meiner Kinder — es war mir, als hätten meine Kinder und ich ein Plätschen in seinem selbstsüchtigen Herzen bekommen — ich glaubte, er hege ein wenig Anhänglichkeit für mich.

Die sorgsame Behandlung schien ihm zu bekommen — doch eines morgens hat ich seinen Stock, so wie er es wünschte, vergessen zu behandeln. Vor seiner Krankheit hatte er denselben nämlich täglich gewissenhaft mit Handtuch und Lederlappen abgerieben — da er es nun nicht besorgen konnte, übertrug er mir diese Arbeit — ich hatte dieselbe auch ganz nach Vorschrift von rechts nach links ausgeführt.

### Das Potsdamer Stadtschloss.



Die Wohnung des zukünftigen Kronprinzlichen Paares.

Heute Morgen war der Onkel ganz besonders schlechter Laune, nichts gefiel ihm, an allem hatte er auszusetzen, die Vernachlässigung seines Stockes brachte den Sturm zum Ausbruch. Er raste fast eine Stunde und drohte mit aller möglichen Rache. Zuletzt völlig erschöpft in seine Kissen zurücksinkend, bat er mich, ihn zu verlassen, er wolle versuchen, zu schlafen. Ich blieb lange Zeit im anstößenden Zimmer, und — da alles ruhig blieb, ging ich eine Stunde fort. Als ich zurückkam, war alles noch ebenso still wie zuvor, ich freute mich über den langen Schlaf; nach einiger Zeit schlief ich mich ins Krankenzimmer, doch zu meinem Schrecken sah ich, daß das Bett leer war und mein Kranker entflohen. —

Ich suchte, rief die Diensthofen herbei — und befohl, überall nach dem alten Herrn zu suchen, doch jegliche Mühe war umsonst — niemand hatte ihn das Haus verlassen sehen, ebensowenig konnte man sich das heimliche Verschwinden erklären. Schon wollten wir das Suchen aufgeben, da entdeckte ich den Kranken in einem entfernten Gebüsch an der Erde tauern. Er versuchte mit seinen schwachen Kräften seinen Stock zu verschärfen. „Keiner ist dessen würdig,“ sagte er. Wie er sah, daß sein geheimes Versteck entdeckt war, wollte er auch daselbst nicht verlassen. Endlich gelang es meiner Ueberredungskunst, ihn zu bewegen, ins Haus zu kommen, ich versprach ihm, den Stock zu reinigen und glänzend zu polieren.“

Die Nacht darauf war er sehr krank, die Anstrengung und Erfältung brachte einen Rückfall. Er bat mich, den Stock dicht an ihn heranzulegen, dann unklammerte er ihn zärtlich mit seinen Fingern. Wie sein Schwächezustand zunahm, legte er den Stock in meine Hand und sagte mit matter Stimme:

„Behalte ihn, verpflanze mir, Dich niemals von ihm zu trennen, Lene!“ Ich versprach es ihm, da ich sah, daß das Stück ihm wert sei. — „Lene — der Stock ist — — wird — — Kindern — —“ da versagte seine Stimme, und sein Haupt fiel zurück in die Kissen. — Das waren seine letzten Worte, vor Tagesanbruch war Onkel Gustav aus der Welt geschieden.

Wir brachten seine Leiche in das Familiengrabgewölbe, seinen Stock verwahrte ich in einer Kammer, dann begann unter altgewohntem Leben, das Andenken des Heimgegangenen verblaßte allmählich.

Jahre vergingen, unsere Familie wuchs, der Älteste besuchte schon die Schule. Das Unglück, welches uns lange bedrohte, sollte bald über uns hereinbrechen. Die Bank, in der unser Geld angelegt war, fallierte, einer der Beamten machte sich mit allem Wertvollen aus dem Staube, die Gläubiger drängten, wir waren ruiniert.

Uns blieb nichts weiter übrig, als unser Heim zu verlassen; eine Auktion wurde angesetzt. Ich hatte viele Tage mit dem Paden und Aussuchen zu tun, manch liebes Stück sollte unter den Hammer kommen.

Niebergelagert und ergriffen von den traurigen Blicken der Kinder, flüchtete ich mich in mein Schlafzimmer, dorthin, wo ich so manche schwere Stunde während Onkel Gustavs Krankheit verlebt hatte. Hier hatte das Mädchen schon die Sachen zusammengestellt, das danebenliegende Kabinett war bis auf Onkel Gustavs Stock ausgeräumt. Ich ließ denselben liegen, packte weiter und ging dann zum Kaffee herunter, wie ich wieder zurückkehrte, hörte ich laute Stimmen!

„Edmund, was hast Du getan? Du ungezogener Bube, Du schlägst ja alle Farbe vom Treppengeländer ab!“

Der Schuldige war der kleine sechsjährige Edmund,

doch ohne diese Anrede zu beachten, zog er sein Schaukelpferd von den Treppenstufen herunter und schlug jedesmal mit dem Griff von Onkel Gustavs Stock gegen die Sprossen des Geländers. — Auf einmal verfehlte er eine Stufe, und schreiend fiel er zu Boden. Das Mädchen sprang hinzu, versuchte ihn auf ihre Art zu beruhigen und hob ihn auf, — das Mädchen war zerrissen, und Onkel Gustavs Stock lag zerbrochen am Boden.

Ich trocknete die Tränen meines Jüngers; er war mit der Beule am Kopf bestraft genug. — Den zerbrochenen Stock nahm ich mit mir.

Da fiel etwas auf den Boden, ich faßte unwillkürlich an meinen Hals, da ich glaubte, meine Brosche sei heruntergefallen, ich suchte und fand — eine Perle, — da hörte ich ein ähnliches Geräusch — es war wieder eine Perle — nun suchte ich, woher dieselben kämen.

Ich drehte den Stock um, da sah ich, daß derselbe hohl war, und wie ich schüttelte — entfiel demselben wieder eine Perle. — Voller Erstaunen lief ich zu meinem Manne in dessen Zimmer.

Wir untersuchten den Stock — und fanden noch viele Perlen.

Der alte Mann hatte in Indien bei seinen Unternehmungen mehr erworben, als er uns wissen ließ. Bei seiner Eigentümlichkeit hatte der alte Geizhals es richtiger gefunden, sein Vermögen eifersüchtig und mißtrauisch in seinem Stocke anzuhäufeln. — Auf seinem Sterbelager hatte er gewiß

die Absicht, mir es mitzuteilen, doch der Tod über-  
raschte ihn. — Die Entdeckung war ja auch jetzt  
noch nicht zu spät.

Mein Mann reiste mit seinen Perlen nach der  
Hauptstadt, er war erstaunt über den Wert, der  
darin steckte. Die Gesamtsumme genügte voll-  
unseren Verpflichtungen nachzukommen — so kam  
die Hilfe in der größten Not von dem alten, eigen-  
artigen Onkel Gustav, und unsere gute Tat, die  
Pflege in seinen alten Tagen, fand schon hienieden  
ihren Lohn. —

## Professor Niels Finsen †.

15. Dezember 1860 bis 24. September 1904.

**N**ach Kopenhagen wird berichtet: Durch den  
Tod Professor Finsens hat Dänemark  
einen seiner besten Männer verloren. Bei  
allen Landsleuten hat die Nachricht von  
seinem Hinscheiden aufrichtige Trauer hervorgerufen;  
denn wir waren stolz auf ihn, als einen der größten  
Wohltäter des Menschengeschlechts, der nicht nur hier  
in seinem Vaterlande von allen gekannt und be-  
wundert war, sondern dessen Verdienste in der ganzen  
zivilisierten Welt anerkannt werden.

Zahrelang litt Professor Finsen an einer Herz-  
krankheit, gegen die er mit rastloser Energie und  
allen Mitteln der Wissenschaft ankämpfte. Er ver-  
gah seine eigenen Leiden, indem er die anderer heilte.  
Als Professor Finsen 1882 Student geworden war,  
führte er sich sofort mit größtem Eifer auf das  
Studium der Medizin. Schon in der allerersten Zeit  
seines Studiums wurde sein Interesse für das  
Licht und dessen Einfluß auf lebende Wesen geweckt.  
Er bewohnte damals in Næsgens — einer Stiftung für  
Studenten — ein Zimmer, in das nie ein Sonnen-  
strahl fiel. Wenn er dann mit seinen Büchern in  
das Zimmer seines Kameraden kam, fiel es ihm auf,  
wieviel leichter hier das Studium vonstatten ging.  
Vielleicht dämmerten schon damals die Ideen in seinem  
Geiste, denen er später auf so geniale Weise Gestalt  
verleihen sollte. Jedenfalls legte er hier den Grund  
zu seiner Weltberühmtheit, indem er über seine Ent-  
deckung nachdachte und die medizinische Literatur  
durchsuchte, um zu sehen, ob andre auch die Bemerkung  
gemacht hätten.

Als Finsen 1890 als Professor der Anatomie  
an der chirurgischen Akademie angestellt worden war,  
vergah er neben seiner Pflichtarbeit nicht seine Licht-  
studien. Schon vor mehr als einem Menschenalter  
ist es wissenschaftlich bewiesen, daß das Licht und  
besonders die blauen, violetten und ultravioletten  
Strahlen desselben die Kraft besitzen, gewisse Bakte-  
rien zu töten. Aber Finsen war der erste, der die  
Konsequenzen hieraus zu ziehen vermochte. Er war  
es der eine Behandlungsmethode auf dieser Basis ins  
Leben rief und angab, in welchen Fällen sie anzu-  
wenden sei. Er war sich gleich klar darüber, daß  
vor allem bei Hautkrankheiten, die von Bakterien  
herrühren, z. B. bei Lupus, seine Methode anwend-  
bar sein mußte.

Im Jahre 1896 gründete Professor Finsen sein  
Lichtinstitut. Die ersten Lupuskranken wurden in  
einem ganz primitiven Holzgebäude behandelt, aber  
schon wenige Jahre darauf konnte er in das große,  
prachtvolle Gebäude einziehen, welches jetzt welt-  
bekannt ist und das von Männern der Wissenschaft  
von Nah und Fern und Fürsten aus aller Herren  
Länder — Kaiser Wilhelm besah das Lichtinstitut  
mit größtem Interesse — besucht und bewundert  
worden ist. Am Schlusse des Jahres 1901 waren  
schon über 800 Lupusranke, die allermeisten mit dem  
günstigsten Erfolge behandelt worden.

Allerdings wurden anfangs Einwände gegen seine  
Methode erhoben, aber es dauerte nicht lange, bis  
sie überall siegreich durchdrang und Finsens Name  
in der ganzen zivilisierten Welt ruhmvoll bekannt  
wurde. Und kein Wunder! Haben doch die Resultate  
seiner Forschungen eine so vielseitige Bedeutung, indem  
sie neben dem höchsten wissenschaftlichen Interesse von  
ungeheurer praktischer Bedeutung sind. Sind doch  
die unglücklichen Lupuskranken, die man bisher un-  
gefähr so wie die Ausfägigen früherer Zeiten be-

trachtete, und die sich schon den Blicken ihrer Mit-  
menschen entzogen, durch Finsens Behandlung, die sie  
von häßlichen, verunstaltenden Wunden befreite, dem  
Glücke, der Gesundheit und der Gesellschaft wieder-  
gegeben.

Eine der hervorragendsten Eigenschaften von Prof.  
Finsen war seine allgemeine Menschenliebe, daher  
machte ihn der Dank auch des einfachsten seiner ge-  
heilten Patienten glücklicher als alle Anerkennung  
und Ehrenbeiwiese von den Großen der Erde, und  
wenn er es als ein so großes Glück betrachtete, daß  
der Nobelpreis ihm im vergangenen Jahre zuerkannt  
wurde, so war es vor allem, weil er sich nun in stand  
gesetzt sah, eine noch ausgedehntere Tätigkeit zum  
Wohle der leidenden Menschheit entfalten zu können.

Wie schon erwähnt, ist Professor Finsen Jahre  
hindurch leidend gewesen, wohl niemand weiß in  
welchem Grade; doch war er trotzdem Tag aus Tag  
ein an seiner Lebensaufgabe tätig. Als er sich vor  
kurzem endlich entschloß, das Bett zu hüten, waren  
er und seine Freunde sich klar, daß es nun zu Ende  
mit ihm ginge. Ganz kurz vor seinem Tode ließ  
er seine Mitarbeiter im Laboratorium zu sich bitten,  
um Abschied von ihnen zu nehmen. Prof. Finsen  
lag zu Bett, ganz unverändert mit dem bekannten  
seinen Lächeln auf den Lippen, dankte den Herren  
für ihre Hilfe bei seiner Arbeit, drückte jedem die  
Hand und war wenige Minuten darauf tot. Seine



Professor Niels Finsen †.

letzten Forschungen, denen so plötzlich ein Ziel ge-  
steckt wurde, galten dem allgemeinen Einflusse des  
Lichtes auf den Organismus.

## Ein Besuch bei den Mandschu-Gräbern bei Mukden.

**S**chladtendonner wird aller Voraussicht nach  
nun bald um die „Stadt der Gräber“,  
wie Mukden genannt wird, toben und die  
für jeden Chinesen heiligen Ansehens-  
stätten der Mandschuherrscher in ihrer tiefen Ruhe stören.  
Einen Besuch bei diesen Gräbern schildert fesselnd  
ein englischer Korrespondent. Die Kriegsberichter-  
statter, die so lange in Mukden festgehalten wurden, hatten  
nicht viel zu tun, und so veranfaßten sie allerlei  
Picknicks und Ausflüge, vor allem nach dem schönen  
Park in der Nähe, der einer der reizendsten Flecke  
des ganzen Reiches ist; von blumigen Wiesen durch-  
zogen, in dichtem Grün eingesponnen, von Blüten  
durchleuchtet, dehnt er sich weithin aus. Nur hier  
und da tauchen Pagodenfiguren auf, die Andacht  
auch hier errichtet, und man stolpert über Steinplatten,  
bedeckt mit chinesischen Inschriften. In dem tiefen  
Schatten dieses Waldes liegen auch die Tung-Ling  
oder östlichen Gräber, in denen die alten Mandschu-  
herrscher ruhen. Die Gräber bestehen aus einer  
großen Anhäufung von Erde, von Kalk bedeckt und  
von einem alten Baum gekrönt. Dieser künstlich

errichtete Hügel, der wahrscheinlich sehr wertvolle  
Gegenstände in archäologischer und historischer Hin-  
sicht enthält, ist der eigentliche Grund dafür, daß  
der Wald sich so viele Meilen in der Runde erstreckt,  
daß sich Tempel und Heiligtümer darin befinden,  
und daß ein kleiner Erdwall nach Norden hin auf-  
geworfen ist, um all die schädlichen Einflüsse dieser  
Himmelsrichtung abzuhalten, die die toten Herrscher  
stören könnten. Im Norden haufen nach der Meinung  
der Chinesen alle bösen Geister; so wird jeder Chinese,  
dessen Hausfront nach der verhängnisvollen Himmels-  
gegend gerichtet ist, einen kleinen Wall aufwerfen,  
damit die Dämonen bei ihm vorbeigehen müssen;  
denn sie können sich nur in gerader Richtung fort-  
bewegen. Daher der große Haß gegen die Eisen-  
bahnen, weil sie den bösen Geistern den Weg weisen,  
so daß sie Hunderte von Meilen geradeaus laufen  
können. Die Lage der Gräber wird genau von den  
Sternkundigen bestimmt; ebenso muß man sich durch  
große Geschenke ihre Einwilligung erkauften, um  
Raum zu gewinnen für Anlegung einer Eisenbahn,  
einer Bohnenmühle oder eines sonstigen Baues, und  
dann noch chinesische Priester finden, die einen lang-  
wierigen und kostspieligen Gottesdienst veranstalten,  
um die Geister von solchem Ort fernzuhalten. Ueber-  
haupt sieht der Chinese, bei dem man doch gewöhnlich  
eine ganz materialistische Weltanschauung annimmt,  
in der Luft und den Wolken lauter Geister, vor  
denen er Furcht hat und sich zu schützen sucht. So  
sind die Tierdarstellungen an den Tempeln angebracht,  
um Vogelgeister der Luft fernzuhalten und die heiligen  
Hunde aus Stein am Giebel halten Wacht gegen  
die schwärmenden Dämonen. . . Der große Wall,  
der die Gräber und die zu ihnen gehörenden Tempel  
umgibt, hat drei große Eingangstore, von denen der  
nach Süden zu sehr kostbar mit Holzschmuckereien  
verziert ist. In jedem Winkel ringelt sich der Schweif  
eines mythischen Drachen, der von einem Schwert  
durchbohrt ist und überall hängen an dem Tore  
kleine Glöckchen. Betritt man dann den Tempel-  
komplex, so sieht man vor sich einen langen, breiten  
Weg, der mit Steinen gepflastert, von alten Bäumen  
begleitet und von einer Reihe steinerner Tiere ein-  
gefaßt ist, unter denen sich Elefanten, Pferde und  
Kamele aus Stein befinden. Es ist ein herrlicher  
Anblick, diese bizarren und seltsam verschörkelten  
Gebäude im Sonnenlicht liegen zu sehen; die hell-  
gelben Dachziegel heben sich scharf ab von dem tief-  
blauen Himmel und leuchten heraus aus dem dunkel-  
grünen Hintergrund des Waldes. Tiefe Stille herrscht;  
nur die Tempeltauben gurren, die Insekten fliegen  
brummend umher, ein paar Spaken schreien da-  
zwischen. Hin und wieder hört das dumpfe Poltern  
eines russischen Zuges die Stille, der von Süden  
kommend, Soldaten und Munition heranführt, oder  
von Norden her Vermunbete transportiert. . . Bay-  
Ling oder die nördlichen Gräber sind eine fast genaue  
Kopie der östlichen Gräber; nur ist die Gegend wilder  
und romantischer; der Besuch ist mit einiger Gefahr  
verbunden, da eine Bande chinesischer Räuber oder  
Tschutschufen in dem benachbarten Walde lauert.

## Schätze am Meeresgrund.

**I**n der Bucht von Vigo, an der Nordost-  
küste Spaniens, werden jetzt die neuesten  
Versuche gemacht, Schätze zu heben; es  
handelt sich dabei nach den in englischen  
Blättern vorliegenden Berichten um etwas Realeres  
als die so berühmte „spanische Schatzgräberei“.  
In der Bucht von Vigo liegt eine große Yacht,  
die Tag und Nacht eiferfüchtig von einem spanischen  
Kriegsschiff bewacht wird; und an Bord der Yacht  
befinden sich die schon öfter erwähnten Erfindungen  
des Italieners Cavaliere Giuseppe Pino, mit deren  
Hilfe man einen Schatz zu heben sucht, der dort seit  
zweihundert Jahren auf dem Grunde des Meeres  
ruht. Das Vorhandensein des Schatzes ist unbe-  
stritten.

Im Oktober des Jahres 1702 sanken in der  
Bucht zwanzig spanische Gallionen, die mit dem Ertrag  
einer vierjährigen Schatzgräberei aus Mexiko zurück-  
kamen, aber die wiederholten Versuche, die kostbare

Ladung von Gold, Silber und Edelsteinen zu bergen, sind bisher mißlungen. Cavaliere Pino ist jedoch sicher, daß seine Erfindung ihn in den Stand setzen wird, den Schatz ans Licht zu bringen, dessen Wert auf wenigstens 560 000 000 Mark geschätzt wird.

Die erste seiner Erfindungen ist das „Hydroskop“, ein Teleskop zum Gebrauch im Meereswasser. Dieses Instrument hat besondere Linsen, mit denen der Erfinder den Meeresgrund fast ebenso leicht durchsuchen kann, wie er eine Landschaft durch ein Fernrohr betrachtet, wobei die Tiefe des Wassers nicht in Betracht kommt.

In den letzten vier Monaten ist nun der Meeresgrund bei Vigo, wo die Schiffe untergingen, gründlich mit dem Hydroskop erforscht worden, und neun der Galionen sind auch schon wieder aufgefunden und ihre Lage bestimmt worden. Die zweite bei dieser modernen Schatzsuche benutzte Erfindung ist der „Elevator“, ein einfaches und doch sehr wirkungsvolles Instrument zum Herausholen von Gegenständen aus der Tiefe des Meeresgrundes. Diese Maschine ähnelt nicht den sonst zum Heben verwendeten Apparaten; sie ist viel mächtiger und weit weniger kostspielig. Jeder „Elevator“ besteht aus zwei stählernen Platten, zwischen denen Segeltuchfäden befestigt sind; sie haben gewisse Vorrichtungen, an denen gesunkene Gegenstände emporgehoben werden, und zwar ist es gleichgültig, ob es sich dabei um ein Panzerschiff oder eine Spielzeugkanone handelt. Für die Kraft des Elevators gibt es keine Grenze; denn sie hängt nur von der Zahl der Luftfäden und der Menge der komprimierten Luft ab, die hineingetrieben ist.

Wenn mit Hilfe des Hydroskops ein gesunkener Gegenstand entdeckt worden ist, den man herausbefördern möchte, so schaffen Taucher den Elevator herunter und befestigen ihn. Dann wird in die Sacke komprimierte Luft gepumpt, und der Gegenstand steigt an die Oberfläche.

Mit Hilfe dieser beiden Maschinen behauptet Cavaliere Pino, alle Geheimnisse des Meeres aufhellen zu können. Er sagt, daß die Schiffe und die Schätze, die in allen Meeren der Welt tief im Grunde verborgen liegen, in seine Hand gegeben sind. Die Arbeiten in Vigo schritten bis jetzt nur langsam vorwärts, da die verlorenen Schiffe in der Nähe der Mündung zweier sandiger Flüsse liegen.

Aber die spanische Regierung hofft ebenso wie der Erfinder selbst, daß der Schatz in nicht zu ferner Zeit geborgen sein wird. 20 Prozent des Wertes aller gefundenen Schätze bekommt die Regierung, und deshalb bemacht das Kriegsschiff im Interesse der Regierung das Fortschreiten der Arbeiten auf der Jagd des originellen Schatzsuchers.

### Schneestudien in den Alpen.

Katastrophen der letzten Zeit in den Alpen haben von neuem die Notwendigkeit daran getan, daß die Wissenschaft versuchen muß, über verschiedene meteorologische Phänomene sich genauer zu unterrichten; hierzu gehören besonders die Schneefälle, die übrigens auch unter anderen Gesichtspunkten wie für die Beobachtung von Ueberschwemmungen, von großer Bedeutung sind. Um nun unsere Kenntnis über den Niederschlag von Schnee und über die Natur des Schnees überhaupt zu vermehren, hat der Wasser- und Waldbinspektor Mouglin in Chambéry eine Reihe von mühevollen experimentellen Untersuchungen unternommen, die interessante Aufschlüsse über diese Erscheinungen ergeben werden. Ueber die ersten Resultate, die er erlangt hat, machte er dieser Tage in der französischen Gesellschaft für den Fortschritt der Wissenschaften in Grenoble einige Mitteilungen. Eins der ersten Probleme, das genauer zu untersuchen ist, ist die Menge des Schnees, der an einen bestimmten Ort fällt. Bisher hat man Untersuchungen über diese Frage an Waldplätzen mit Hilfe von Schneetischen geführt. Tische aus Holz von einem Quadratmeter Größe wurden dem Schneefalle ausgesetzt, und man maß dann die Höhe des Schnees oder was das Schmelzwasser, wenn der Schnee bei gutem Wetter

geschmolzen war. Aber diese Tische müssen nach jedem Schneefall besudt werden; außerdem kann der Wind auf ihnen Schnee anhäufen, der von weiterher kommt oder ihn fortführt und anderswo hinführt. Diese Methode ist aber für isolierte Orte auf Bergen überhaupt kaum anwendbar, da man nur zur guten Jahreszeit zu ihnen gelangen kann; man müßte also Registrierapparate dazu haben.

Es gibt noch eine andre Methode, die Anwendung von Röhren, wie sie Vallot verwendet hat; dies sind lange Metallröhren, die man senkrecht aufstellt; der Schnee fällt in sie hinein und das Schmelzwasser des Schnees sammelt sich darin an. Aber man hat beobachtet, daß diese Röhren äußerst ungenaue Resultate liefern, indem sie bei schönem Wetter unter dem Strahlen der Sonne warm werden und einen oft sehr beträchtlichen Teil des Wassers, das sie enthalten, zum Verdampfen bringen. Man muß sie also gegen die Erwärmung zu schützen suchen, etwa durch eine Umhüllung mit einer Schicht Sägespäne.

Ein Punkt, der von Mouglin besonders studiert wurde, betrifft die Stärke, mit der die Wärmestrahlen den Schnee oder das Eis durchdringen. Er hat festgestellt, daß unter einer Schneeschicht von 13 cm Dicke die Sonne das Thermometer um über 6 Grad in 41 Minuten steigen läßt. Die Tatsache, daß die Gegenstände unter dem Schnee, die Erde, die Mineralien usw., die Wärmestrahlen absorbieren können, erklärt die Bildung von Wasserfäden zwischen den Gletschern, die die Veranlassung zu schrecklichen Katastrophen werden können. Es ist sehr wichtig zu wissen, bis zu welcher Tiefe unter dem Schnee oder unter dem Eise das Sonnenlicht noch Wirkungen ausüben kann, die sie auf das Eis oder den Schnee selbst nicht mehr ausübt; die von Mouglin unternommenen Forschungen werden unsere Kenntnisse der Natur der Schneefälle in den Alpen noch in wertvoller Weise bereichern.

### Die Herbst-Mode.

Man schreibt uns aus Paris: Die Parole, die die diesjährige Herbstmode ausgegeben hat, läßt sich ganz kurz durch wenige Merkmale bestimmen: Die Aermel haben von den Schultern herab wieder eine stärkere Bauschung, die Taille hat die spitze, niederartige Form aus der Zeit der Restauration, die Röcke sind länger und formal strenger ausgearbeitet, das Jackett ist sehr lang. Doch wie läßt sich das vielgestaltige Leben der Mode in solch dürrer und beengender Regeln fassen? Tausendfältige Möglichkeiten eröffnen sich innerhalb dieser allgemeinen Angaben, und ein besseres Bild von der reizvollen Mannigfaltigkeit der neuen Kostüme, die vielfach noch die Motive der Sommermode wieder aufnehmen, können einige Kostüme geben, die eine große Modefirma als letzte Neuheit darbietet.

Das verwirrende Arabeskenwesen des Sommers ist jetzt der Einfachheit einer großen Linie gewichen, und die bunten Zusammenstellungen reifer, satter Farben sind verbläßt zu einer diskreteren Harmonie.

Da war ein Besuchsstück in einem matten, kreidigen Weiß mit einem lebhafteren hellen Besatz. Das Jackett war an der Taille durch eine breite Garnierung abgeschlossen und umspannte eine Korsetage, die mit Inkrustationen von weißem Breitflor verziert war. Der Rock, um die Hüften gezogen, fiel in reichen Falten hernieder. Die Aermel setzen sehr hoch oben mit einer Garnierung von Spitzen an. Daneben sah man einen langen und weiten Mantel aus einem matzgrünen Stoff mit Inkrustationen von grünem, weichen Samt. Die Aermel fallen pelerinenartig herab, und die Revers sind vorn mit großen Goldknöpfen besetzt. Ueberhaupt werden die Schmuckknöpfe in der diesjährigen Mode noch eine große Rolle spielen und, an allen möglichen und unmöglichen Stellen angebracht, gewiß durch ihre grelle, fluchende Wirkung wieder viel von dem geschmackvollen Farbenzusammenstellungen zunichte machen. Diese Mode der Knöpfe, die englischen Ursprungs ist, bietet eine Annäherung an den Charakter der Uniform und wird gerade dem naiven Schmuckbedürfnis in ihrem auffallenden Glitzern gerecht. Die Franzosen machen

bis jetzt diese Mode nur in höchst besenger Weise und in vereinzelten Fällen mit.

Die neue Form des Jacketts enthält deutlich ein anderes Besuchsstück. Das Jackett muß vorn länger sein als hinten, es fällt tief auf den Rock herunter und ist ganz genau passend gearbeitet, aus demselben Stoff und mit einer eleganten Linie genau abschließend. Von der dunklen Rotweinfarbe des Stoffes heben sich lichtgrüne Samtauflschläge und -Stulpen mit feiner weicher Stickerei ab.

Ein anderer Abendmantel hatte einen Grund aus abgesteppter Seide und war mit Tüllpuffen von einer starken Kupferfarbe garniert, die wieder Schrägungen von schwefelfarbenem Blüsch aufzeigten. Eine breite venetianische Stola, die vorn breit bis zum Rande des Mantels herunterließ, vervollständigte den malerischen und prachtvollen Eindruck dieses Mantels.

Eine bronsefarbene Toilette auf einem Grund von Altgrün bietet eine delikate Farbenzusammenstellung. Das Kleid selbst besteht aus weichem Samt, während das über die Schultern fallende Fichu und die spitze Korsetage aus Seidenmuffelin bestehen.

Ein anderes Abendkostüm für eine junge Dame ist eine duftige Komposition aus Spitzenapplikationen auf einem Fond von blaßrosa Musselin, während große blaue Blumen auf dem Grund des unteren Volants verstreut waren. Eine Korsetage aus blauem Blüsch umschließt die Taille, und diese Harmonie von blaßrosa, Weiß und Hellblau ruft die Farbensymphonie eines Rokokoöbildes in die Erinnerung, während die tieferen Farbenschläge der andern Toiletten ihre Farbenanschauung den Bildern des späten Empires zu entnehmen scheinen.

### Eine Mahnung an alle Hausfrauen.

Wir möchten auf einen Punkt hinweisen, der von nicht geringer Wichtigkeit ist. Die Männer haben leider durch das Gasthausessen einen sehr verblödeten Geschmack erhalten und lieben in der Regel stark gesalzene Speisen. Meistens tragen unsere Hausfrauen diesem Umstand Rechnung und gehen mit dem Salz sehr verschwenderisch um. Sie bedenken aber dabei nicht, daß sie dadurch der Gesundheit ihrer Familie einen großen Schaden zufügen. Denn das Kochsalz durchdringt allmächtig die Gewebe unsers Körpers und verdrängt die für den Aufbau desselben so wichtigen Nährsalze. Der Leib hat nun das Bestreben, dies unnütze Kochsalz wieder auszuscheiden, und darum sehen wir, daß Salzschwelger viel trinken. Hierdurch wird aber in den meisten Fällen Blutverwässerung und Blutmarmt herbeigeführt.

Gewiß kann die Hausfrau durch eine Wenigkeit Salz die Schmachthaftigkeit der Gewürze zu erhöhen suchen. Man vergesse aber nicht, daß die Natur selbst eine Reihe unschädlicher Gewürze bietet, welche das Kochsalz fast überflüssig machen. Ich erinnere nur an die bekannnten Küchenkräuter: Schnittlauch, Petersilie, Kümmel usw. Auch Pfeffer, Zimt, Senf, Essig in großer Menge zu benutzen, ist durchaus gesundheitschädlich. Wer z. B. zu Blattsalat eine harmlose Zutat wünscht, bediene sich statt des scharfen, mit Salzsäure versetzten Essigs der milden Zitronensäure. Selbst unsere medizinischen Größen eifern mit Recht gegen diese moderne Salzschwelgerei. So fällt darüber z. B. Virchow ein vernichtendes Urteil, indem er sagt:

Wir genießen ungleich mehr Salz, als für die Zwecke der Ernährung unmittelbar nötig ist. Wir genießen es um so reichlicher, je mehr unser Gaumen stärkerer Reize bedarf, je reizloser im übrigen die Nahrung ist. Salz ist bekanntlich das gewöhnliche Gewürz der Kartoffeleßer. Aber auch der Reiche genießt es weit reichlicher, als nötig ist, und zwar sehr gern in besonders, an sich reizenden Verbindungen, genau wie der Arme sie liebt. Hält sich dieser an Salzhering, wählt jener Sardellen, Kaviar und überfalsene Fischspeisen, die durch eigentümlichen Geschmack und einen gewissen Grad von Bereicherung noch pikanter werden. In dieser Form ist das Salz Genussmittel, und zwar ein solches, welches den Körper erst wieder mit Ausscheidungsstoffen verläßt.



